

Muss ich das lesen? Ja, das hier schon

Wissenschaftliches Publizieren im Netz und in der Überproduktionskrise / Von Valentin Groebner

Das Netz ist eine mythische Fabel, die so oft wiederholt worden ist, dass sie ihre eigene Wirklichkeit geschaffen hat. Das ist die Erzählung vom Zusammenbruch aller Grenzen und Hierarchien, vom entfesselten Wildern und Sammeln, von der großen kreativen selbstbeachtenden Unübersichtlichkeit. Der Radartyp, der selbstgesteuert durch das unüberschaubar gewordene Angebot driftet: „Man erkennt ihn an seinem Lässigkeitsskulpt und an seiner Medienobsession, an rastloser Informationssammlung und an fun-morality.“ Besorgte Beobachter mahnen, dass die Bildung dabei zur „austauschbaren Ware verkommt“, aber andere feiern das endgültige Verschwinden des Autors, der in der „Geburt des Lesers“ wiederauferstehe. Nicht etwas Fertiges abliefern, sondern selbst als Schreibender wahrnehmbar bleiben in einem Prozess ohne vorher ausgemachtem Ziel, in dem der Leser zusammen mit vielen anderen die Texte ständig über- und weiter-schreibt.

Hier geht es natürlich ums Bloggen, um Schreiben in den neuen sozialen Netzwerken – oder etwa nicht? Mein erstes Zitat vom rastlosen Informationssammeln und der lässigen Medienobsession stammt aus Helmut Lethens Studie über die späten 1920er Jahre, das zweite aus Hans Magnus Enzensbergers Polemik über Taschenbücher von 1962 und das dritte, vom Ende des Autors, von 1968. Es stammt von einem Professor für Literaturwissenschaft, der mit seinem unverwechselbaren Sound dafür gesorgt hat, dass sein eigener Name sich eben nicht in der von ihm so gelobten vielstimmigen „écriture“ aufgelöst hat: Er hieß Roland Barthes.

Seither ist dieser wunderbare, vielseitig befähigte, polymorph-kollektive Autor-Leser überall, seit 45 Jahren. Es ist relativ einfach, in den programmatischen Texten

Es kommt darauf an, das Wichtige gelesen zu haben, das produktive coole Zeug, das die anderen noch nicht kennen, aber brauchen. Und dann so darüber zu reden und zu schreiben, dass alle anderen das auch merken.

zum Internet Konzepte zu finden, die sehr viel älter sind als der Personalcomputer. Sie stammen aus der linken Gegenkultur der sechziger Jahre und sind Weiterentwicklungen noch älterer Motive, die in den romantischen Jugendbewegungen um 1900 formuliert worden sind und bei den Theosophen und Esoterikern der Jahrzehnte nach 1870, inklusive Madame Blavatski und Annie Besant.

Dieser weiche warme Hippie-Kitsch wird in den Netzutopien umso unüberschaubar, je enthusiastischer sie sind. Sie versprechen nichts weniger als Erlösung durch Gemeinschaft qua medialer Vernetzung. Das Ende der Materialität, die Überschreitung aller Grenzen, die digitale Verflüssigung und Beschleunigung von allem, Körper, Zeit und Geld begriffen – wenn wir nur kreativ genug sind, aber hochdiszipliniert, und mit den neuen smarten tools vierundzwanzig Stunden am Tag mit allen anderen online. Wir seien, so die Botschaft, gerade nur noch zwei, drei technische Kleinigkeiten davon entfernt und sollen uns ganz offen und locker dafür machen und bereit zu allen Anstrengungen, weil sich die Utopie lohnen wird. Diese Erlösungsprophezie lese ich jetzt, in unterschiedlichen Varianten, seit 1993.

Das Netz ist 2013 also ein altes Medium. Es ist die Zukunft von gestern. Wenn etwas zwanzig Jahre lang so intensiv angekündigt wird, dann kapiert man irgendwann, dass die Ankündigung die eigentliche Botschaft ist. Am allererfolgreichsten hat das Netz die Idee verbreitet, dass es eine solche universale demokratische Ideenverbreitung nur durch das Netz gäbe. Das ist natürlich Unsin.

Wenn man sich nun nach den Folgen für das wissenschaftliche Schreiben fragt: Was heißt „wissenschaftlich“ dann eigentlich genau? Erst einmal, dass Informationen präsentiert werden, die vorher noch nicht verfügbar waren. Aber die Neuigkeit muss nachprüfbar sein, also auf die Frage „Woher kommt das?“ antworten. (Dazu sind Fußnoten, Bibliographien et cetera erforderlich worden.) Und schließlich ist ein Text dann wissenschaftlich, wenn er ausreichend Informationen darüber liefert, was man damit anfangen kann; wenn er also die Frage beantwortet: „Wohin gehört das?“ Wissenschaft ist deswegen ein kollektives Unternehmen, das auf dem Pingpong von Veröffentlichung und Kommentaren vieler Mitredner beruht. Das ist für alle Beteiligten mühsam, hat sich aber bewährt. Wenn einer Unflug behauptet, kommt das früher oder später heraus.

Das war bereits im 15. und 16. Jahrhundert so. Wenn ein Humanist einen vorher unbekannt antiken Text gefunden hatte, schickte er seine Rekonstruktion des Textes an möglichst viele Kollegen. Einerseits, damit die ihn auf mögliche Fehler aufmerksam machen und Verbesserungen anbringen konnten; andererseits natürlich, um auf sich und seine Entdeckung aufmerksam zu machen. Diese Briefe gingen nicht nur an Fachkollegen, sondern auch – als cc: – an reiche Patrons und Mä-



Jeder Autor erhebt ein Recht auf die Freizeit (oder die Dienstzeit) der anderen: Iwan Iwanowitsch Tworochnikow (1848 bis 1919), Bauernjunge beim Lesen

Foto AFG

Schreiber-Kollektiv getestet. Rezensionen im eigentlichen Sinn (inklusive anonymere und teilweise sehr boshafter Kommentare) kamen im 18. Jahrhundert dazu, als sich die Zeitschriften immer stärker auf einzelne Fächer spezialisierten. Mitglieder eines losen Netzwerks, die gleichzeitig Leser und Autoren sind, nennt man heute „Prosumer“, zusammengesetzt aus *producer* und *consumer*. Klingt wie ein brandneues Web-2.0-Phänomen, ist aber seit ziemlich langer Zeit die Organisationsform von Wissenschaft, je nach Standpunkt und Disziplin seit drei- oder fünfhundert Jahren. Wissenschaft ist ein Durchlauferhitzer für formulierte, getestete und dann eben als übertragbar oder für unnütz befundene Ideen. Der dauernde Druck zur Erneuerung wird also nicht durch das Medium erzeugt, sondern steckt im System Wissenschaft selbst. Bloggen und Rezensieren sind einfach die technische Fortsetzung der alten gelehrten Korrespondenz.

Na, können wir sagen, dann ist ja alles in Ordnung: Wissenschaft als fröhliche selbstoptimierende Schwarmorganisation, in der sich die besten Ideen durchsetzen. Aber wieso nehme ich dann den Wissenschaftsbetrieb so oft als abgeschottet, unbeweglich, selbstzufrieden und ignorant wahr? In der Praxis ist die Wissenschaft in Disziplinen organisiert, und das sind strikt hierarchische Reputationsgemeinschaften. Sie sind um bestimmte Lieblingsprobleme herum organisiert (deswegen sind manche Themen „wissenschaftlicher“ als andere) und sorgfältig durch Zugangsbarrieren abgeschirmt: durch besondere Spezialistenausbildungen und durch schwer verständliche Fachsprachen, in deren Beherrschung man ein paar Jahre investieren muss; und zwar dafür, damit nicht jeder mitreden kann.

Heraus kommt ein *double bind*: Man muss etwas Neues herausfinden; aber gleichzeitig muss man zeigen, dass die Disziplin diese neue Information – die eigene Idee, den eigenen Fund – notwendig braucht, um weitermachen zu können wie bisher. Sonst werden die Damen und Herren Professoren nur kalt bemerken, das sei ja interessant, aber nicht ihr Problem. Man muss das Neue deswegen in der alten

Fachsprache formulieren und präsentieren. Sonst hört einem keiner zu.

Man darf aber – und jetzt kommt die gute Nachricht – dabei möglichst kurz, möglichst unverschämte und möglichst witzig sein. Und jetzt die unangenehme Seite der guten Nachricht: Man muss es sein.

Mein eigenes Fach, die Geschichte, steckt, wie alle Kulturwissenschaften, im Moment in einer Phase fetter Überproduktion. Vervielfältigung der Publikationen, Aufsätze, Monographien: In jedem Feld, in das ich auch nur halbwegs Einblick habe, gibt es nicht zu wenig, sondern zu viele neue Texte. Es fehlt nicht an hochspezialisierten Anbietern, denn etwas anderes sind Kulturwissenschaftler nicht. Was wirklich fehlt, ist Publikum, und zwar solches, das freiwillig kommt und nicht aus-

Wissen, sich in einen uneinholbaren Vorsprung verwandelt haben werden.

Fragt sich nur: Stimmt das? Wer sich durch Selbstdarstellungen von Wissenschaftlern auf dem Web klickt, merkt rasch, dass die meisten Blogs und persönlichen Websites sich nach Aufmerksamkeit von außen sehnen. An hochspezialisierten Inhalten herrscht kein Mangel. Knapp sind Leute, die eigene Zeit in Lektüre und Kommentare stecken. Wie viele Leser akademische Netzpublikationen wirklich haben, ist notorisch unklar; Kommentare sind Mangelware. Was diese Ich-Texte mit ihren *links* und *postings* erzeugen, sind Zugehörigkeitsfiktionen, die auf hoher Sendefrequenz beruhen: Wer nicht dauernd sendet, ist nicht lange dabei. Wer nicht verstärkt, verlinkt und kommentiert wird,

sumgesellschaft – auch schon so. Besser, wir nehmen das nicht persönlich.

Teilen Sie die Vorhersage? Ich bin mir nicht so sicher. Das vermeintlich reibungslose *Digital Age* beruht auf sehr materiellen Voraussetzungen. Es beruht auf all den fleißigen Anbietern und Kommentatoren von *content*, die Gratisarbeit verrichten, um mit dem Netz die elektronische Einsamkeit, die es so erst spürbar gemacht hat, ein bisschen erträglicher zu machen. In seinem Buch „The Master Switch“ hat Tim Wu 2011 die Geschichte des Internets mit der Geschichte früherer Kommunikationsmedien verglichen, mit dem Telefon, dem Film und dem Radio, und deren zunehmender Monopolisierung durch einige wenige Infrastrukturkonzerne. Aus dieser Perspektive sieht das Netz dann plötzlich

barkeitsdatum haben. Leserinnen und Leser scrollen deswegen nicht lange – das wissen Sie alle ebenso gut wie ich. Die lesen die ersten fünf Zeilen eines Textes. Wenn da nicht steht, warum man weiterlesen soll, dann klicken sie anderswohin. Weil alle Beteiligten nur begrenzte Zeit zum Lesen haben, setzen sich im Netz (ebenso wie außerhalb) diejenigen Formate durch, die Übersicht verschaffen und Informationsgewinnungskosten reduzieren.

Wenn Sie gerne an Erlösung durch Verschmelzung in Gemeinschaft glauben, in eine Gemeinschaft der Arbeit, in denen das Netz Ihnen magischerweise Arbeit abnimmt, dann können Sie das gerne tun. Aber wenn Sie eine Idee haben, die vor ihnen noch keiner gehabt hat, dann müssen Sie sie selbst aufschreiben. Und zwar mög-

wird unsichtbar (denn es geht ja um Aktualität) und versinkt in der Tiefe.

Das Netz hat den Zwang zur Selbstdarstellung innerhalb der Wissenschaft unüberschaubar gemacht und dramatisch beschleunigt. Es ist nicht nur unendlicher Informationsreichtum plus narzisstischem Geschwätz, sondern auch ein Paradebeispiel für das, was Gilles Deleuze die Kontrollgesellschaft genannt hat: „Man wird nie mit irgendetwas fertig.“ Wer seine Netzpräsenz ernst nimmt, ist zu beständiger Produktion und Erneuerung gezwungen – unaufhörliche unbezahlte Arbeit, nur um an einem Ort auffindbar und präsent bleiben zu können. Nirgendwo verschwindet man so schnell und so gründlich wie im Netz.

Das Netz ist kein guter Informationsspeicher und hat keine effizienten Filtermechanismen entwickelt. Deswegen geht es darum, mit Hilfe des Netzes netzunabhängige Inhalte zu schaffen.

Der Basler Historiker und Netzspezialist Peter Haber hat im letzten November auf einem Vortrag bemerkt, das Netz sei schon deswegen die akademische Zukunft, weil die Kommunikationsstrukturen auf Papier in den nächsten Jahren alle verschwinden würden. Dann werde es nur noch das große, rauhe Land Digitalien geben. Also, so Haber unsentimental, bereiten wir uns besser heute schon darauf vor. So ist das eben mit den Utopien: Zuerst sind sie Ort der Verheißung, Fernziel und gelobtes Land. Dann werden sie zur selbstaufgelegten Prüfung („Bin ich denn auch diszipliniert und smart genug dafür?“). Und dann verwandeln sie sich in Pflicht. So ist das mit den großen Versprechen: Vom Endlich-Dürfen zum Schließlich-Müssen. Das war mit anderen großen Utopien der letzten 250 Jahre – dem Ort der wahren Empfindsamkeit, dem Nationalstaat, den Kolonien, dem Sozialismus und der Kon-

gar nicht mehr universell und basisdemokratisch aus. Das Internet beruht auf Kabel- und WLAN-Infrastrukturen und hat in Amerika zu einem atemberaubenden Wiederaufstieg des ehemaligen Telefonmonopolisten AT&T geführt, in neuer Gestalt und mit bislang ungekanntem Ausmaß an Zentralisierung und Überwachung von Datenströmen. Und es beruht auf billiger Elektrizität. Server brauchen ziemlich viel Saft. Wenn die Strompreise steigen, wird sich die digitale Infrastruktur ziemlich rasch verändern.

In den letzten zwanzig Jahren hat das Netz das vervielfältigt, verstärkt und beschleunigt, was ohnehin schon da war. In dem Bereich, in dem ich selbst arbeite, der Geschichte des Mittelalters und der Renaissance weiß ich von keiner wissenschaftlichen Idee und von keinem aufregenden Fund, der zuerst auf dem Netz dagesewen wäre und sich wegen seines Erfolgs und wegen positiver *feedback-loops* dann von dort dann in anderen Medien-wissenschaftliche Zeitschriften und Bücher – durchgesetzt hätte. In den letzten zwanzig Jahren war es immer genau andersherum.

Fazit? Auf den ersten Blick sieht das Netz mit seinen Rückkopplungsfunktionen und Autor-Leser-Gemeinschaften aus wie die ideale Weiterentwicklung der alten gelehrten Korrespondenz. Aber nur auf den ersten Blick. Und vor allem dort, wo es um die unerfreulichen Seiten der Gelehrtenrepublik geht, nämlich um den Kult der narzisstischen Differenz und um Debatten, die ins Endlose verlängert werden. Das Netz ist wunderbar für Unfertiges (und für wolkige Utopien). Aber mit der Stabilisierung der dort produzierten Informationen, also mit konkreten Ergebnissen, hapert es dauerhaft. Die Geschwindigkeit und hohe Sendefrequenz macht das Netz zum Medium für rasantes Vergessen. Fertiges, Konzentriertes, Abgeschlossenes geht darin unter.

Was heißt das für wissenschaftliche Schreiben? Schreiben ist nichts anderes als der praktische Umgang mit der Zeit anderer Leute – nämlich die der Leserinnen und Leser. Wer rasch Informationen haben will, der sucht Ergebnisse. Und zwar möglichst solche, die ein anständiges Halt-

lichst kurz, griffig, witzig und überzeugend: Das tut niemand für Sie.

Wenn Sie Ihren Beitrag – Blog, Rezension, Essay – wirksam machen wollen, dann gibt es zwei simple Kontrollfragen. Wer bin ich, und für wen ist meine Mitteilung bestimmt? Die zweite Kontrollfrage ist noch kürzer. Was müssen meine Leser nicht mehr lesen, weil sie mich gelesen haben? Denn Wissenschaft kann gar nichts anderes sein als Verdichtung von Information. Ästhetische Formen sind dabei nicht nebensächlich, weil sie Verdichtung erzwingen und Konzentration organisieren, auf wenige Hauptakteure, übersichtliche Zeitebenen, nachvollziehbare Kausalketten; man könnte sagen, auf elegante und durchschlagskräftige Rätsel. Man bekommt die eigene wissenschaftliche Qualifikation im Wesentlichen dafür, grosse Mengen komplexer Information zusammenzufassen und dadurch neue Informationen zu erzeugen. Man ist als Wissenschaftler selbst ein Filter, ganz persönlich.

Deswegen lässt sich die Brauchbarkeit eines Wikipedia-Eintrags sehr zuverlässig daran erkennen, wie sorgfältig und aktuell die Bibliographie am Ende des Artikels zusammengestellt ist und welche Hinweise auf wissenschaftliche Zeitschriften und Bücher aus bekannten Wissenschaftsverlagen dort auftauchen. Noch mehr gilt das für Bücher. Weil sie eben keine Korrektur-, *update*- und *refresh*-Funktion haben, sind sie – wenn sie gut gemacht sind – Ergebnis pur. Nur für Texte in Sammelbänden, fürchte ich, wird sich irgendwann wirklich niemand mehr interessieren.

Nach zwanzig Jahren Netz sind es weiterhin gedruckte Informationsspeicher, mit denen die digitalen Informationen verifiziert und stabilisiert werden. Das Netz ist kein haltbarer Informationsspeicher, und es hat keine effizienten Filtermechanismen entwickelt. De facto funktioniert es in Arbeitsteilung mit langsameren, aber haltbareren analogen Speichermedien. Deswegen geht es heute wohl darum, mit Hilfe des Netzes netzunabhängige Inhalte zu schaffen. Und Netzunabhängigkeit ist das Kriterium für nachhaltige Wissenschaft, nicht nur wegen der Netzmonopolisten und der Strompreise.

Valentin Groebner lehrt Geschichte an der Universität Luzern.